

senschaft zu retten, kann nicht als geglückt gelten. Mit der Aufgabe der Allgemeingültigkeit sind die Geisteswissenschaften aber noch nicht völlig subjektiver Willkür ausgeliefert. Vielmehr ist zwischen einer wesensmäßigen und einer zufälligen Subjektivität zu unterscheiden. Die erstere ist die Bindung des Menschen an seine ursprüngliche und ihm wesenhafte Weltanschauung (im Sinne Diltheys). Die zufällige Subjektivität ist bestimmt durch Vorurteile, Voreingenommenheiten und Meinungen, die der Mensch sich mehr zufällig gebildet hat. Diese zweite Art von Subjektivität muß überwunden werden, die erstere dagegen ist der unerläßliche schöpferische Boden auch für jede wissenschaftliche Arbeit. Dieses ursprüngliche und wesenhafte Lebensverständnis ist aber einer Reihe von Menschen gemeinsam und Grundlage eines gemeinsamen Verstehens. Und hier kommen wir zu der Objektivität der Geisteswissenschaften, wie B. sie faßt (in einem von Misch aufgestellten Sinn). Jetzt „übernimmt dieser immer endliche und konkrete Bereich (der in gemeinsamem Lebensverständnis Verbundenen) die Stellung und die Funktion der sonst von der Forderung der Allgemeinheit her abstrakt vorausgesetzten Menschheit“ (98). Mit dieser Theorie einer Objektivität der Geisteswissenschaften werden diese Wissenschaften der Willkür eines Einzelnen und auch einer kollektiven Willkür entzogen. Damit wird auch eine Gültigkeit der Geisteswissenschaften erreicht, die für einen mehr oder weniger großen Kreis von Menschen bindend ist.

Damit haben die Geisteswissenschaften aber nicht jenen Boden der Sicherheit, den sie, wie uns scheint, für ihre gesunde Entwicklung brauchen und in manchen ihrer Ergebnisse auch gewinnen können. Auf die Forderung der Allgemeingültigkeit kann man bei den Geisteswissenschaften ebensowenig verzichten wie bei den Naturwissenschaften, wenn auch der Bezirk der Geisteswissenschaften möglicherweise mehr an unsicheren und damit in ihrer Allgemeingültigkeit fraglichen Erkenntnissen in sich schließt als die Naturwissenschaften. Der Verfasser setzt, wie uns scheint, einen Begriff der Allgemeingültigkeit voraus, der den Zugang zu wichtigen Gedanken verdeckt. Allgemeingültig in diesem strengen erkenntnistheoretischen Sinn ist eine Erkenntnis nicht wesenhaft dann, wenn sie von allen Menschen der Völker und Zeiten *tatsächlich* anerkannt ist, sondern dann, wenn sie wirkliche Adäquation an das Sein des Objektes (etwa der platonischen Autorschaft des siebten Briefes) ist, derart, daß jede entgegengesetzte Auffassung eines menschlichen und auch nichtmenschlichen Intellektes das Objekt nicht „trifft“. Dabei kann diese Adäquation nach dem Maße der mitaufgerufenen Kenntnisse, Stimmungen, der geschichtlichen Situation verschiedene Breitengrade und Tiefengrade aufweisen. Es bleibt aber so, daß die Wahrheit allgemeingültig und auch umgekehrt eine allgemeingültige Erkenntnis wahr ist (anders als S. 80). Auch in dieser Auffassung von Wahrheit, Allgemeingültigkeit und Objektivität geisteswissenschaftlicher Erkenntnisse ist eine Wahrheit denkbar, „die sich überhaupt nicht in der Bestätigung an einem anderen Menschen bewahrheiten läßt“ (92), weil der Zugang zu ihr einem andern nicht geöffnet ist aus Gründen, die z. B. in der Schwierigkeit des Objektes oder in der außerordentlichen Höhe der hier zu erfüllenden Erkenntnisbedingungen liegen. Von dieser *tatsächlichen* Struktur ist aber die Frage der *Gültigkeit* zu trennen, die sich nicht nur auf menschliches Erkennen bezieht. — Wenn wir uns auch der vom Verfasser vorgeschlagenen Scheidung von Objektivität und Allgemeingültigkeit nicht anschließen konnten, so glauben wir doch, daß dieses Werk mit seinen feinen Analysen der verschiedenen Arten des Verstehens, seinem hohen philosophischen Ernst und dem echten Ringen um die hier vorliegenden Probleme einen fruchtbaren Beitrag zur Theorie der Geisteswissenschaften darstellt.

L. Gilen S. J.

Wilpert, P., *Zwei aristotelische Frühschriften über die Ideenlehre*. gr. 8° (231 S.) Regensburg 1949, Habel. DM 15.—.

Das Buch behandelt in Fortführung und Zusammenfassung früher erschienenen Aufsätze zwei aus der Überlieferung rekonstruierbare Früh-

schriften des Aristoteles, die sich beide mit der Ideenlehre beschäftigen. Es ist also nicht nur ein Beitrag zur Geschichte der Entwicklung des Aristotelismus, insofern es neue Erkenntnisse über den Weg zu gewinnen sucht, auf dem Aristoteles vom Platonismus zu seiner eigenen philosophischen Stellung gelangt ist. Es ist fast mehr noch ein Beitrag zur Kenntnis der Spätphasen des Platonismus, weil es aus der Polemik des Aristoteles Zeugnisse über das letzte Stadium des Platonismus beibringt, das uns anderswoher nicht bekannt wäre. Es ergibt sich eine merkwürdige chronologische „Verzahnung“ der beiden Entwicklungsreihen, die eine Datierung der Phasen des aristotelischen Abrückens von Platon erlaubt.

Die erste der beiden behandelten Schriften ist die aristotelische Polemik gegen die Ideenlehre, die den Namen *περὶ ἰδεῶν* getragen hat. Das 9. Kap. der *Metaphysik* ist als ein nur kurz andeutendes Exzerpt aus dieser Schrift erkannt worden, die aber noch Alexander Aphrodisiensis vorgelegen hat, als er dieses Kapitel kommentierte. So sind seine Angaben zur Rekonstruktion der Schrift zu verwenden. Die Erwägungen über den Charakter dieses Kapitels hätten durch den Hinweis auf den Aufsatz des Referenten: Die Polemik gegen Platon im Aufbau der aristotelischen *Metaphysik* (Schol 9 [1934] 520-542) gewonnen. Dort ist die Selbständigkeit dieses Kapitels gegenüber den übrigen Teilen von *Met A* durch strukturelle Erwägungen erwiesen worden. Auch S. 22 f. des Buches ist in S. 533 des Aufsatzes schon vorgebildet. S. 29 hätte die Konsequenz gezogen werden müssen, daß der „Wirstil“ nicht für *Met A*, sondern nur für die eingelegte, ältere Schrift bezeichnend ist.

Es ergibt sich für diese die eigenartige Situation, daß Aristoteles hier gegen die Ideenlehre (als die Auffassung, daß jedem *κοινῇ κατηγορούμενον* ein *χωριστόν* entspricht) vom Standpunkt der spätplatonischen Prinzipienlehre aus polemisiert, den er noch völlig teilt: Die Ideen selbst bilden eine aus Urprinzipien, dem „Einen“ und der „unbestimmten Zweifheit“ konstruierbares System. Entweder sind die Ideen, so schließt er nun, da sie selbst aus Urprinzipien ableitbar sind, nicht primäre, einfachste Wesenheiten, wie die bisherige Form der Ideenlehre annahm; oder es sind die neuen Seinsprinzipien, wenn die Ideen die eigentlichen *οὐσίαι* sind, nicht wirklich das „erste Sein“. Die Spätphase der platonischen Ideenlehre ist, wie W. mit gründlicher Interpretation der Textzeugnisse klar herausarbeitet, hier von Aristoteles gegen eine frühere Form der Ideenlehre ausgespielt worden. Es ist eine rein innerakademische Diskussion, bei der sich Aristoteles noch ganz als Akademiker fühlt. Daher kann er sich, ohne dem Vorwurf des Plagiats zu unterliegen, auch in der Akademie aufgetauchte Einwände zu eigen machen. (Sehr gute Anmerkungen über das Argument vom „dritten Menschen“ vgl. 83-96.) Es ist ein besonderes philosophisches Verdienst von W., über das rein Interpretatorische hinaus festgestellt zu haben, daß sich hinter den ganzen, manchmal etwas spitzfindigen und eristisch anmutenden Beweisführungen eine entscheidende aristotelische Erkenntnis verbirgt: die Verschiedenheit der Denkmotive, die zu der einen oder der anderen Fassung der Ideenlehre geführt haben. Bei der älteren ist es das logisch-erkenntnistheoretische Suchen nach einem unwandelbaren Gegenstand der urteilenden Aussage. Hier sind gute Bemerkungen von W. eingestreut über den „idealistischen Realismus“ Platons, wie man ihn nennen könnte (39, 55 u. a.). In der späteren Form ist es das ontologische Streben nach einer Ableitung des Alls aus einfachsten, dem Denken als Urprinzipien einsichtigen Seinselementen. Die Verlagerung des Interesses von dem erkenntnistheoretischen auf das ontologische System drückt sich auch in der Einschränkung des Ideenbegriffes auf Naturdinge aus, die 59-67 für die Spätphase erschlossen wird.

Dieser ontologischen Prinzipienlehre ist der zweite Teil des Buches gewidmet, d. h. der Rekonstruktion der aristotelischen Nachschrift des Vortrages *περὶ τὰ γὰρ αὐθού*, in dem Platon diese Lehre entwickelt hat. Die Worte, mit denen W. die platonischen Gedankengänge charakterisiert: „Platon hat selbst an der Ideenlehre Kritik geübt. Diese Nachricht bedeutet eine Überraschung wohl selbst für die aufgeschlossensten seiner Verehrer“ [157], sind vielleicht etwas zu hoch gegriffen. Die Gedankengänge als solche sind

seit jeher bekannt und seit Robin und Stenzel im großen ganzen richtig interpretiert. Als Kritik hat sie Platon selbst nie empfunden. Einen Widerspruch zwischen dieser Lehre und dem Chorisimos der Ideen hat erst Aristoteles in $\pi\epsilon\rho\iota\ \lambda\acute{\omicron}\epsilon\omega\upsilon\nu$ festgestellt. Aber die ganze Gedankenfülle (und der Problemreichtum) dieser Altersvorlesung Platons wird von W. an Hand der Berichte so klar entwickelt, daß sein Buch eine wertvolle Bereicherung unseres Verständnisses der spätesten Philosophie Platons genannt zu werden verdient. Besonders bemerkenswert sind die Abschnitte, in denen gezeigt wird, daß und in welchem Sinn von Platon Ideen und Zahlen gleichgesetzt werden (158—159, 169). Zu S. 153 hätte Met Z 12 und 14 herangezogen werden können. Wichtiges zum Verständnis und zur weiteren Erforschung des aristotelischen Kategorienbuches wird S. 193 gesagt. Gut begründet ist die Ablehnung der allzu modern-dynamistischen Deutung des platonischen „Sprungs“ vom Punkt zur Linie, von der Linie zur Fläche, von der Fläche zum Körper bei Frank, Plato und die sog. Pythagoreer, 1923, wie überhaupt die ganze Rekonstruktion der platonischen Zahlenableitung.

Eine interessante Anregung des 1. Teiles wird im 2. nicht aufgegriffen, obwohl sie eigentlich hier richtig an ihrem Platz wäre. Es ist der Gedanke, daß Aristoteles mit seiner ihm eigentümlichen Akt-Potenz-Lehre die Linie weiterverfolgt habe, die von der ursprünglichen Ideenlehre zur spätplatonischen Prinzipienlehre geführt hat und „in den Begriffen von Form und Materie den ihm entsprechenden Ausdruck für die Prinzipien des $\epsilon\nu$ und der $\acute{\alpha}\rho\iota\sigma\tau\omicron\varsigma\ \delta\upsilon\acute{\alpha}\varsigma$ gefunden“ habe (107). So anregend der Gedanke auch ist, müßte doch zwischen den verschiedenen Aspekten des Materiebegriffs bei Aristoteles zunächst klar unterschieden werden: die Materie im physischen $\acute{\alpha}\nu\omicron\lambda\omicron\gamma\omicron\nu$, das unbestimmte Genus als Materie der Definition, gegenüber der „spezifischen“ Wirkung der Differenz, die $\nu\omicron\eta\tau\eta\ \acute{\upsilon}\lambda\eta$ im Sinn von Met Z 10, 1036 a 11. Sodann müßte der wesentliche Differenzpunkt hervortreten, daß die $\acute{\alpha}\rho\iota\sigma\tau\omicron\varsigma\ \delta\upsilon\acute{\alpha}\varsigma$ nicht nur reine Determinierbarkeit, sondern selbst eines der beiden, das Gesamtsein determinierenden und „produzierenden“ Seinselemente ist. W. weist darauf S. 204 selbst hin. Endlich ist die Tatsache entscheidend, daß für Plato das Allgemeine, das Genus, auf der formalen, aktiven Seite steht, für Aristoteles aber auf der passiven, materialen. Das gilt sowohl für die physische Materie als Substrat der konkreten Formung wie für das Genus als Substrat der logischen Determinierung. Es bliebe also nur die Gemeinsamkeit der „Seinsanalyse“ überhaupt (vgl. 128 f.). Aus dieser Erwägung heraus hat W. wohl auch den Gedanken nicht weiter verfolgt. Das entspricht seiner überaus gewissenhaften und daher (im Gegensatz zu vielen Willkürlichkeiten, wie sie gerade auf dem Gebiet der Forschung über den frühen Aristoteles üblich geworden sind) wirklich förderbaren Interpretationsweise. Sie läßt uns mit den besten Erwartungen der angekündigten Durchinterpretation von Met M und Met N entgegensehen. In ihr wird W. hoffentlich — kritisch oder zustimmend — zu dem Stellung nehmen, was in dem oben zitierten Aufsatz über die Stellung dieser beiden Bücher im gedanklichen Aufbau der Metaphysik gesagt ist.

E. v. Ivánka.

Bertalanffy, L. v., *Das biologische Weltbild*, 1. Bd. 8° (202 S.) Bern 1949, Francke. Fr. 11.—

Der österreichische, nun in Kanada lehrende Bahnbrecher einer theoretischen Biologie, L. v. B., versucht in einem zweibändigen Werk aus der Fülle der Einsichten und Fragen der neueren biologischen Forschung „das biologische Weltbild“ zu bauen. Der vorliegende 1. Band gibt unter Verarbeitung eines umfassenden Tatsachenmaterials einen skizzenhaften Umriß dieses Bildes; die genauere Ausführung in Bezug auf eine Reihe grundlegender und entscheidender Fragenkreise (Theorie der „offenen Systeme“, Problem des Menschen, Verhältnis von leiblicher und seelischer Wirklichkeit) bleibt dem 2. Bande vorbehalten.

B. geht von der Frage nach dem Wesen des Lebendigen aus. Hier ergibt sich die „klassische Alternative“ der Antworten des Mechanismus (Leben letztlich ein physikalisch-chemisch auflösbares Phänomen) und Vitalismus (Le-